

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1912

259 (5.11.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 82

Kraftübertragung striegstet Solothurn, durch welche 50 Pferdekraft auf 8 Kilometer mit einem Wirkungsgrad von 75 Prozent übertragen wurden. Dieser Anlage bald viele ähnliche Art, doch wurden alle mit Gleichstrom betrieben, welcher hohe Übertragungsspannungen wirtschaftlich nicht zuläßt. Erst die genannte Frankfurter Ausstellung führte zur ersten Drehstromübertragung mit einer Spannung von 16 000 Volt, welche von der Maschinenfabrik Dersikon und der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin gebaut wurde. Von diesem Zeitpunkt an entwickelten sich rasch die elektrische Kraftübertragung und mit ihr die hydroelektrischen Kraftzentralen zu gewaltiger Ausdehnung. Namentlich sind es die Niagarawerke, welche nach voller Ausnützung viele tausend Pferdekraft liefern werden und mit ihren zehntausendpferdigen Maschinen den Triumph der modernen Elektrotechnik darstellen. Hand in Hand mit der elektrischen Kraftübertragung ging die Verbreitung des elektrischen Lichtes und der elektromotorischen Antriebe in allen Kreisen der Industrie, des Gewerbes, der Landwirtschaft und der Haushaltungen. Nicht ohne Grund nennt man daher das jetzige Zeitalter das der Elektrizität, denn in ihrem Zeichen strebt die Kultur, streben menschliches Wissen und menschliche Schaffenskraft nach der Höhe.

Im Kriegslazarett.

Während zahlreiche Telegramme von allerlei Waffentaten der Kriegführenden Bilder von wehenden Fahnen und Siegesjubel suggerieren, wühlen sich hinter der Front, daheim in den Lazaretten und Krankenhäusern, jene tragischen Szenen ab, die von den Fernstehenden am leichtesten übersehen werden. Von diesen Seiten des Balkankrieges entwirft der Kriegskorrespondent des Corriere della Sera Gino Verri eine ergreifende Schilderung. In Podgorica war er Zeuge, wie die ersten Verwundeten heimgebracht wurden, wie die Zahl der Eingetragten immer größer ward, die Krankenhäuser füllte; und wie sich in den Zäbel der einen die stumme Klage der andern mengte, die ihre Liebsten dem Moloch Krieg geopfert sahen. Denn für die Montenegriner ist dieser Krieg ein Volkskrieg, Jung und Alt, Groß und Klein, Frauen und Kinder haben seit Wochen an den Vorbereitungen mitgearbeitet. Aber schon nach dem ersten Tage kamen die Opfer der ersten Kämpfe, müde, blutbedeckte Gestalten, in deren Augen noch der Abglanz der fürchterlichen Szenen lag, die sie miterlebt hatten. Auf Freunde und Kameraden gestützt, wankten diese Betroffenen heimwärts, schlüpfen durch die Straßen der Stadt und schleppten sich bis zum Krankenhaus. Und der Zug der Verwundeten ward größer und größer. Stumm und gesenkten Hauptes, den Blick starr in den Straßentaub vergaben, matt und teilnahmslos, so kamen sie daher, um Hilfe, Pflege und wenn möglich Rettung zu suchen. Und Tag für Tag wiederholt und steigert sich dieses ernste Schauspiel; die Bevölkerung lernt die tragischen Seiten des Krieges kennen.

Das Lazarett von Podgorica ist der Ort, wo die Jubelnd davon gezogenen Soldaten nun Frau, Kind und Schwester wiedersehen, nach dem Kampfe. Das Krankenhaus ist groß, doch schon am zweiten Tage war es zu klein geworden; enger und enger mußten die Betten nebeneinander geschoben werden, neue Lager wurden aufgeschlagen auf den Korridoren, auf den Terrassen, in den Privatziimmern der Ärzte. Aber der Zug der Verwundeten wurde darum nicht schwächer, dauerte unaufhörlich fort; in eisiger Hast errichteten fleißige Hände Notdächer, Zelte werden aufgeschlagen, auf der Erde finden die Matrasen ihren Platz, und als auch all diese Vorbereitungen von den Anforderungen der düstern Wirklichkeit überboten wurden, da begann man, die verwundeten Kämpfer im Freien zu betten, im Hofe des Hospitals. Die Nachbarhäuser wurden requiriert, in Hütten und Scheunen machte man Quartier, und heute sind nur noch wenige Häuser in Podgorica, in denen nicht Verwundete liegen und die Pflege ihrer Landsleute empfangen.

Im Krankenhaus hat jedermann freien Zutritt und doch entsteht keine Verwirrung. Man hört keine Klage, kein Jammern, keine Klufe der Verzweiflung, eine hart-

näckige Entschlossenheit hat sich auf allen Gesichtern eingestellt und seinen Krummer will jeder allein tragen. Nirgends eilen Ärzte, Krankenpfleger und Frauen umher. Eine von ihnen steht am Lager ihres Mannes, sieht die Ärzte vorbeilaufen, streckt ihnen die Hände entgegen und flüstert etwas. Der Leib des Mannes ist durch Bajonettstiche zerstückt; die Ärzte haben ihn schon untersucht und sind weitergegangen; denn hier ist alle Hilfe umsonst. Aber die Frau will noch immer hoffen, streckt immer wieder vorbeilaufenden Ärzten die Hände entgegen und hört immer wieder die gleiche Antwort: „Später, später, ein wenig Geduld.“ Und die Frau hat Geduld und Angst. Der sterbende Gebirgsman, ein Hüne, liegt bewegungslos. Der Kopf ist zurückgehunken, die Augen sind starr geöffnet, der Blick aber ruht unausgesetzt wortlos auf der Frau, die sein Leben teilte und die er nun verläßt. Früher verlangte er noch Wasser. Nun will er auch nicht mehr trinken, aber noch immer steht die Frau stumm und ratlos neben ihm und hält das Wasserglas in der Hand. Sie und wieder erzählen leichter Verwundete von ihren Erlebnissen; dann sammeln sich Zuhörer um das Lager, lauschen, ergänzen, helfen dem Kranken erzählen und nicken. Hier liegt ein Gymnasiast, der an der Seite des Vaters mit in den Kampf zog. Während des Handgemenges bei Roghame wurden sie getrennt, verloren sich aus den Augen. Nur sehen sie sich wieder, im Lazarett, beide von Bajonettstichen zerfleischt. Beide geben nur schwache Hoffnungen. Aber man hat sie nebeneinander gebettet, Vater und Sohn, damit sie sich sehen und einander zulächeln können, wenn das letzte Stündlein da ist.

Die Schlacht einft und jetzt.

Auf dem Balkon dröhnt der Kanonendonner, große Truppenmassen sind aufeinander gestoßen. Vor den Augen Europas werden sich Bilder moderner Schlachten entrollen, die ein anderes Gesicht zeigen als die Kämpfe der Vergangenheit. In einem neuen bei Ulstein erscheinenden Werke: Deutschlands Heer und Waffen schildert Major von Schreiberhosen die Schlacht von einft und jetzt. Eines der wichtigsten Momente, das zu einer völligen Umwandlung der Kampfweise führt, ist das Anwoachsen der Heere. So hat Friedrich der Große nur ein einzigesmal, bei Hohenfriedberg, 60 000 Mann unter seinem Kommando vereinigt; in allen andern Schlachten war er schwächer. Riesige Heere stellte schon Napoleon gegen das Ende seiner Laufbahn auf und verfügte bei Leipzig über 175 000, bei Smolensk über 188 000 Mann. Moltke hatte bei Gravelotte 187 000, bei Sedan 200 000, bei Königgrätz 220 000 und vor Paris 240 000 Mann vereinigt. Die größte Zahl der Streiter zeigte die Schlacht bei Mützen, wo gegen 310 000 Mann auf jeder Seite standen.

Durch diese großen Truppenstärken wird eine so bedeutende Ausdehnung gefordert, wie sie in früheren Zeiten völlig unbekannt war. Da der Kampf heute durch das Feuergefecht entschieden wird und nicht wie früher durch den Vorstoß geschlossener Truppenkörper, so kommen nur der Mann und das Gewehr wirklich zur Verwendung, die in der vordersten Linie sind. Man rechnet im allgemeinen ein Gewehr auf jeden Schritt der Gefechtsfront. Eine Division, die über rund 12 000 Gewehre verfügt, wird eine Frontbreite von rund fünf Kilometer einnehmen, wie es die Erfahrungen des Russisch-Japanischen Krieges bestätigen. Die Frontbreiten des Siebenjährigen Krieges sind, dagegen gehalten, außerordentlich klein. Bei Jorndorf standen 42 000 Russen in einer Ausdehnung von 3,5 Kilometer, bei Amersdorf 70 000 in 5,4 Kilometer; die 75 000 Mann, die Napoleon bei Austerlitz ins Treffen führte, nahmen eine Breite von 12 Kilometer ein, die 86 000 Oesterreicher und Russen wurden auf einem Raum von 15 Kilometer entwickelt. Bei Königgrätz hatten 215 000 Oesterreicher eine Front von 10 Kilometer, die der Preusker erstreckte sich selbst nach Eintreffen der zweiten Armee nur auf etwa 15 Kilometer. Nicht anders war es im Deutsch-Französischen Kriege.

Erst im Russisch-Japanischen Kriege traten sehr viel weitere Angriffslinien auf. In der Schlacht bei Liaowang hielten die russische Armee mit etwa 120 000 Mann

eine Front von 40 Kilometer. Mit Scharo betrug die Frontlänge der Russen (200 000 Mann) am 10. Oktober 1904 55 bis 60 Kilometer. Ihnen gegenüber standen die Japaner (170 000 Mann) auf 60 Kilometer ausgedehnt. Bei Mützen dehnten sich die Russen, wenn man von den Detaillierungen absieht, über einen Raum von ungefähr 80 Kilometer aus. Oyama wagte es, die langgedehnte Front unter Umfassung beider Flügel anzugreifen. Die Angriffsbewegung der Japaner nahm eine Ausdehnung von 110 Kilometer ein. In der deutschen Front bei Gravelotte standen durchschnittlich auf jedem Kilometer 13 000 Mann, in der japanischen bei Mützen nur 2800. Dazu kommen die großen Verbände der Bajonettlinien, die durch größere Schußweite der heutigen Feuerwaffen hervorgerufen werden. Die Bajonettlinie vor hundert Jahren betrug eine Durchschlagskraft bis auf höchstens 250 Meter. Der Wirkungsbereich des preussischen Zündnadelgewehrs reichte nur auf 800 Meter. Heute kann ein wirkungsvolles Feuer bis zu Entfernungen von 1600 Meter abgegeben werden. Noch viel weiter tragen natürlich die Kanonen, die bis auf 4000 Meter Vernichtung fähig können, während Napoleons Geschütze höchstens 800 Meter weit trugen.

Das Entfalten und Heranbringen der Truppen auf so weiten Räumen erfordert viel Zeit und verlängert die Dauer der modernen Kämpfe. Bei Hohenfriedberg begann der Angriff Friedrichs mit dem Morgengrauen und um 9 Uhr früh war die Schlacht entschieden. Bei Austerlitz war der Sieg binnen zwei Stunden erfochten. In der Mandschurei dagegen sind fast alle Gefechte am ersten Tage nicht über die Einleitung hinausgekommen; der Entscheidungskampf begann meist erst am Morgen des zweiten Tages und die Entscheidung erfolgte nicht selten erst am dritten Tage.

Da die Truppen heute in den dünnen Gefechtsformationen möglichst verdeckt aufgestellt werden, so drückt „die Leere des Schlachtfeldes“ der modernen Schlacht ihr eigenartiges Gepräge auf. Man möchte fast an das Ringen von Geisterheeren glauben, so wenig sichtbar sind die Kämpfer, deren Uniformen sich kaum vom Gelände selbst abheben, bei denen alle blühenden Metallteile vermieden, die Stellungen der Armee flachiert und die Rauchwolken bei dem rauchschwachen Pulver zu blassem Dunst sich verflüchtigen. Der Feldherr kann auch heute nicht mehr, wie es noch Friedrich der Große und Napoleon taten, persönlich das Gelände und die feindliche Stellung erkundigen, und danach den Kriegsplan entwerfen. Der moderne Stratege, der eine Schlacht leitet, ist lediglich auf die Meldungen der Patrouillen und Beobachtungsoffiziere angewiesen. Auf dem unübersehbar weiten Schlachtfeld zerfällt der Kampf in eine Reihe von Einzelgefechten, deren Summen über den Ausgang entscheidet. Durch Telegraph, Telephon, Automobile, Radiotelegraphie und Lichtsignale wird der Feldherr unterrichtet; er wählt seinen Stand an einem Mittelpunkt des Verkehrs, aber nicht auf dem Schlachtfeld. Möglichst in einem geschlossenen Raum, gedeckt gegen feindliches Feuer, die Karten auf großen Tischen ausgebreitet, verfolgt er hier auf Grund der einlaufenden Meldungen die Bewegungen der eigenen und der feindlichen Truppen. Marschall Oyama leitete die Schlacht bei Mützen von seinem Hauptquartier Jantei aus, wo ein Netz von Telegraphenlinien zusammenlief. Dieser Ort lag etwa 20 Kilometer hinter der ersten Gefechtsfront der Japaner.

Die modernen Schlachten werden hauptsächlich durch die Feuerwirkung entschieden; darum hat aber der Nahkampf durchaus nichts von seiner Bedeutung verloren. Es ist nicht möglich, einen Gegner aus seiner Stellung herauszuschleichen und so wird denn immer noch die letzte Entscheidung Mann gegen Mann ausgekämpft werden müssen.

Allerlei.

Einen blumigen Stil schreibt ein Schaupielreferent der „Trierischen Landeszeitung“. In einer Aufführung von „Maria Stuart“ im Stadttheater zu Trier läßt er sich vernehmen: „Kerzenzitternd heulen die Wellen des verzehrenden Wellenwehrs, der eisernen Tragik gegeneinander. Und wie hat dieser Dichter

von Wolken wandern über die das sein hochgegründeten Tränen des furchtbaren Geschehens in dieser ewig jungen Tragödie in der Hand, wie leuchtet sein glanzvoller dramatischer Geist so herrlich durch die gigantischen Wirrnisse der Handlung, deren Lösung nur wieder mit erhabenen, begeistert dem Höhepunkt zustrebenden, dramatischen Mitteln möglich ist. O! dünkt uns diese Tragödie ein Labyrinth, aus dem uns nur ein ungläublicher Zufall hinausführen könnte, und doch, wie schreiet nach wenigen Augenblicken des Zweifels die Handlung so klar, so majestätisch fort, um hinzutreiben zu den verkürzten Höhen eines in sich gefestigten, geklärten Menschentums.“

Diesem unerhörten Höhenflug der deutschen Sprache können die biederen Trierer Pieper nur mit einer guten Flasche Hofes bekommen. Keinesfalls dürfen sie aber das Zeug am Stammtisch nun auch deklamieren, sonst säuert die beste Marke.

Eine Walloffier im Reichstag. Zum Gedächtnis des Schöpfers des Reichstagsgebäudes, des unglückl. in Dresden verstorbenen Warrats Wallots fand Sonntag im Reichstag eine einfache, aber würdige Feier statt. Beraufhalter waren eine Reihe Architektenvereine, die auch die Mitglieder des Reichstags eingeladen hatten. Die sinnig dekorierte Kuppelhalle des Reichstags, in der ein Standbild des Gestorbenen alles überlagte, vermochte die Zahl der Erschienenen nicht zu fassen. In seiner Begrüßungsrede gedachte Geheimrat Hinfelde der Werke Wallots, Professor Dr. v. Tierisch (München) schilderte den Werdegang Wallots. Auswärtige Vertreter hielten dann noch kurze Ansprachen. Eingeleitet und beendet wurde die Feier durch Gesangsvorträge des Berliner Vchergangsvereins. Der Reichstag behält sich, wie wir hören, noch eine besondere Ehrung des Gestorbenen vor.

Für unsere Frauen.

Der Kochtopf des deutschen Arbeiters.

Die Kompottschüssel des deutschen Arbeiters hat schon die von sich reden gemacht. Jetzt ist sie durch die ungeheuerliche, herzlos hervorgerufene Fleischsteuerung ein wenig in den Hintergrund gedrängt worden und der eigentliche deutsche Kochtopf ist in den Vordergrund gehoben. Um ihn herum gruppieren sich hochwohlwollende, tiefgründig-sinnende deutsche Minister, Gelehrte, Politiker, weisen mit langausgestreckten Zeigefingern darauf hin und erklären kurz und bündig, von keiner Sachkenntnis getrübt: „Da liegt der Case im Pfeffer!“

Der Hase aber hat sich längst mit Hinterlassung eines greulichen Hautgout-Geruches davongetrottelt und der Pfeffer allein ist geblieben und der wird nun der deutschen Frau mit brutaler Rücksichtslosigkeit ins Antlitz geschleubert.

Dem die deutsche Frau ist es, die durch die Jahrhundert hindurch bis auf den heutigen Tag den deutschen Kochtopf regiert hat. Dieser „Lugend“ wegen wurde sie aber auch von jeder von allen echt teutschen Männen im Gegensatz zu allen andern internationalen Frauen auf das höchste Ehrenpostament gestellt und als Schützerin und Bewahrerin des häuslichen Herdes besungen. Sie trug durch die Jahrhunderte hindurch die Sorge für die Ernährung der Ihrigen, gear die stämmigen deutschen „Heldenjöhne“ und zog sie groß, während die deutschen Männer auf der Pärenbaut faulenzten.

Nun ist das alles mit einem Schlag anders geworden. Die Fleischnot hat das zu Wege und zu Tage gebracht. Die deutsche Frau gehört nicht mehr auf das hohe Postament, sie versteht nicht mehr zu kochen und daher herrscht unglückliches Glend im deutschen Vaterlande. Darum schleunigst Kochunterricht in die Oberklasse der Volksschule, Kochunterricht in die Fortbildungsschule und Kochbücher und Kochrezepte zu Millionen durch das ganze Land, um zu retten, was zu retten ist.

Die deutsche Frau, besonders die deutsche Arbeiterin, versteht nicht mehr zu kochen! Die Wissenschaft behauptet es. Benignitas hat es der Herr Geheimrat Rubner auf dem „Internationalen Kongress für Hygiene und Demographie“ in Washington verkündet. Allerdings fügte er hinzu: „daß die sozialen Verhältnisse, die die Frau zur Arbeit aus dem Hause treiben, die Ursachen seien. Der Gedanke, das der Haushaltungsberuf ein großer und schöner sei, müsse wieder Platz greifen und mit der allgemeinen Volksstärke mühten Anstalten verbunden werden, in denen die Mädchen den Haushalt lernen.“ So hat der Herr Geheimrat die deutsche Frau in Amerika vor der ganzen Welt herabgesetzt.

Nebenbei bemerkt hat der deutsche Gelehrte drüben auch in demselben Referat erzählt, daß wenn der Minderbemittelte sein Fleisch haben will, so sei das nicht nur eine Bedarfsfrage, sondern es sei auch der soziale Gedanke damit verknüpft, daß er es dem Reichen gleich tun wolle und deshalb fülle sich der Minderbemittelte durch Fleischsteuerung deklassiert.“ In dieses gleiche Horn der Verhältnislösigkeit huckte nun